

Edith Leibundgut

Olga – Jugend im Krieg

«Wir sind uns erst spät im Leben begegnet. Ich bin Olga, eine 90-jährige Witwe und Edith ist meine Nachbarin. Sie steht mit Ihrer Familie und den drei Kindern noch mitten im Leben. Erst nach dem Tod meines Mannes haben wir uns richtig kennengelernt. Edith erholt sich in meiner Stube beim Teetrinken und trägt ihre Erlebniswelt in mein Haus, während ich ihr Ruhe schenke. Oft erzählte ich ihr aus meiner Jugend, welche durch den zweiten Weltkrieg geprägt war, von meiner Migration in die Schweiz, von unserer Kleiderreinigung und vom Älter werden. Edith freut sich über die Geschichten und ist überzeugt, dass mein Leben aufgeschrieben werden sollte. Deshalb hat sie meine Erzählungen nicht nur niedergeschrieben und dazu emsig recherchiert, sondern wir haben gar eine gemeinsame Reise in die Vergangenheit unternommen und uns all die Orte meiner Jugend angesehen. Daraus ist dieses Buch entstanden.»

Erinnerungen an meine Kindheit

Geboren im Jahr 1926, bin ich ein Kind der Zwischenkriegszeit. Natürlich habe ich in meinen ersten Lebensjahren nichts davon wahrgenommen. Nur der verletzte Fuss meines Vaters erinnerte an den Ersten Weltkrieg. Eine Granate hatte seinen Fuss zerfetzt. Da war zeitlebens ein ganzes Stück weg. Seither trug er eine offene Wunde, die regelmässig gewaschen und frisch verbunden werden musste. Manchmal löste sich ein herausgewachsener Splitter, dann freute er sich. Vaters Wunde heilte Zeit seines Lebens nie richtig aus. 77 lange Jahre lebte er damit und wurde 93 Jahre alt.

Um mich herum öffnete sich eine ruhige, liebevolle und heile Welt. Wir hatten keine Sorgen, ausreichend Nahrung, meine Eltern liebten sich, mich und meinen Bruder. Meine Mutter war streng katholisch und erzog uns entsprechend. Wir sollten dankbar sein, nicht gieren, über niemanden urteilen, mit allen Menschen teilen, beten, brav und tüchtig sein. All das ohne Druck und überhöhte Erwartungen, für mich fühlte sich das natürlich an. Mir kam das Leben vor, als wäre es eine Schiene, ausgelegt und vorgespurt und als ginge es nur darum, diesem Weg zu folgen.

Ich freute mich wie alle anderen Kinder auf die Schule. Endlich war ich gross und durfte rechnen, lesen und schreiben lernen. Meine Lehrerin hiess Frau Gogol und wohnte an der Blumenstrasse 4. Ich schrieb ihr gerne Briefe und legte diese jeweils am Morgen auf ihr Pult.

Sie war sehr höflich und immer mausgrau angezogen. Mir gefiel das so ausnehmend gut, dass Grau zeitlebens meine Lieblingsfarbe geblieben ist. Noch heute ziehe ich mich gerne grau an und genieße mein inzwischen ergrautes Haar.

Bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges spürte ich von den Sorgen und Nöten der Menschen in Deutschland nichts. Wie leidvoll und schwierig sich für manche Arbeitslose das Leben in den dreissiger Jahren gestaltete, wie unerbittlich und grausam die Armut um sich griff, wie elend manche Familien mit ihren Kindern darbteten, das war weder in meinem Bewusstsein noch wurde es von unseren Eltern diskutiert. Erst im Gespräch mit Edith erfuhr ich, dass Deutschland zu jener Zeit am Boden lag, dass viele Menschen durch den ersten Weltkrieg und seine Folgen traumatisiert waren, Verwundete nicht mehr zurück in ein würdevolles Leben fanden, dass Väter und Mütter um ihre verlorenen Söhne trauerten sowie Kinder um ihre Eltern und Geschwister und dass viele Heimatlose nirgends mehr ein Zuhause finden konnten.

Edith erzählt mir, dass der von den Siegermächten des ersten Weltkrieges ausgearbeitete Versailler-Vertrag angesichts des um sich greifenden Elends immer lauter als „Schandfrieden“ gehandelt wurde. Er sah für Deutschland nicht nur grosse Gebietsverluste vor, sondern übertrug Deutschland auch sämtliche Reparationsschulden für den verlorenen Krieg. Das waren 132 Milliarden Goldmark, zahlbar in 37 Jahren. Das Land und deren Menschen ächzten unter dem verlorenen Krieg und der diktierten Last.

Das um sich greifende Elend radikalisierte viele Leidgeprüfte oder stürzte sie in Hoffnungslosigkeit. Einige suchten Halt und eine Perspektive in einer starken politischen Führerfigur, andere wollten Schuldige benennen. Es brodelte im Land. Antisemitismus in seiner aggressivsten und radikalsten Form machte sich breit und wurde in vielen deutschen Städten zur weithin akzeptierten Norm.

Die Politik wusste Nutzen daraus zu ziehen. Rechte Parteien verteilten Flugblätter mit offenen Aufrufen zur Judenhetze und zementierten damit den Sündenbock. Die National-Sozialistische Deutsche Arbeiter-Partei NSDAP zog fortan nicht nur enttäuschte Frontkämpfer und durch Kriegsfolgen radikalisierte Anhänger an, sondern breitete sich in atemberaubendem Tempo wie ein Flächenbrand über das ganze Land aus. Bei den Reichstagswahlen im September 1930 erreichte sie von bisher 12 Sitzen auf Anhieb 107 Mandate, um die politische Macht zwei Jahre später nochmals mehr als zu verdoppeln. Damit und durch den Zusammenschluss mit der rechtsradikalen Deutschnationalen Splittergruppe DN, erreichte die NSDAP fortan die absolute Mehrheit im Reichstag.

Begegnungen mit Hitler

Edith und ich unterhielten uns oft über Hitler. Der Nationalsozialismus prägte schliesslich meine ganze Jugend. Wir sprachen darüber, wie er den Deutschen nach dem ersten Weltkrieg als Hoffnungsträger erschien, dass er Strassen baute, für Arbeit sorgte, ein Volk mit Perspektiven für die Zukunft ausrüstete und mit grossen Botschaften aus der Depression holte. In Stadtbergen, wo meine Eltern nach der Geburt meines Bruders hingezogen waren, wurden adrette Häuserreihen mit kleinen Gärten gebaut, Wasserleitungen gezogen und ein modernes Leben eingerichtet. In dieser Umgebung wuchs ich auf.

Gleichzeitig und zunehmend wurde die Propaganda auf eine kraftvolle Deutsche Einheit ausgerichtet. Was nicht dazu gehörte, wurde ins Abseits gedrängt. Heldentum, Volksgemeinschaft, die Rolle der Frau als pflichterfülle, selbstlose Mutter, die Opferbereitschaft des Soldaten für sein Reich, all das wurde dem Volk in eindringlichen Parolen als Ideal vorgelegt. Vielen Menschen erschien Hitler als Leuchtturm am Horizont, als Retter der Nation, der Deutschland in Bewegung setzte und all das vermittelte, was vielen fehlte: Kraft, Hoffnung, Sicherheit, Zusammenhalt in Familie und Gemeinschaft, Arbeit und Erfolg.

Doch nichts von all dem ist geblieben. Alles entartete, wie wir heute wissen. Dessen wurden auch wir uns mit der Zeit doch viel zu spät gewahr - die Maschinerie des Krieges hatte längst Fuss gefasst, in Deutschland, in Europa, in der Welt und alle marschierten, und sie marschierten bis zum bitteren Ende in die falsche Richtung.

Meine erste bewusste Begegnung mit Hitler fand in Augsburg statt. Ich war ein kleines Mädchen, vielleicht sieben Jahre alt und mit meinem Puppenwagen unterwegs. Alle Menschen gingen in eine Richtung, hunderte waren unterwegs ins Zentrum von Augsburg. Alle strömten dorthin, wo Hitler eine Rede angekündigt hatte, zu Fuss, einzeln und in Gruppen. Ich zog in dieselbe Richtung mit meinem Puppenwagen. Ein Strom von Menschen, alle gleichgeschaltet wie ein Bienenschwarm. Wer und ob jemand von meiner Familie mit dabei war, daran kann ich mich nicht erinnern, nicht einmal wo die Rede stattfand und ob ich etwas davon hörte. In Erinnerung blieb mir nur die Volksmasse, die in Bewegung geriet, alle in dieselbe Richtung, ich als Teil eines Ganzen ohne Bewusstsein dafür, was da in Wirklichkeit in Bewegung geriet.

Als Edith und ich hörten, dass Hitlers Buch «Mein Kampf» neu aufgelegt wird, verstärkten sich unsere Diskussionen zum Thema Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ich erzählte ihr, dass in jener Zeit an festgelegten Tagen Fähnchen mit Hakenkreuzen pflichtgemäss rausgehängt werden mussten, zum Beispiel an Hitlers Geburtstag. Wer sich weigerte, zog den Unmut der SS auf sich und musste mit Konsequenzen rechnen.

Nicht alle erlebten die Vorgaben der NSDAP als Pflicht. Es gab durchaus Menschen, welche Hitler offen und von Herzen huldigten. Ja, das war so, das lässt sich nicht leugnen. Wir waren Gefangene unserer selbst, unserer Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, einer Hoffnung, die eines Tages masslos scheitern sollte.

Viele Menschen verfügten nicht nur über Hakenkreuzfähnchen, sondern über viele andere Wahrzeichen ihrer Hingabe an das Deutsche Reich: grosse Fahnen und Bücher wie «Mein Kampf» zum Beispiel. Doch viele Jahre später, nach der Befreiung von Augsburg und grossen Teilen Deutschlands durch die Amerikaner, ging plötzlich die grosse Angst um. Diese war berechtigt, denn es wurde schnell klar, dass mit dem Einmarsch der Alliierten zum Kriegsende hin dem Nationalsozialismus und seinen Anhängern das letzte Stündchen geschlagen hatte. Viele wollten ihre unrühmliche nationalsozialistische Vergangenheit in Windeseile verstecken, denn es kam nach der Übernahme zu vielen Verhaftungen. Die Amerikaner packten die Rädelsführer, nahmen sie mit nach Amerika und lochten sie ein. Auch einen meiner Cousins, Silvester, nahmen sie mit. Er blieb vier Jahre in Gefangenschaft und kehrte danach unversehrt zurück. Einige bekannte Nationalsozialisten flohen rechtzeitig und setzten sich ins Ausland ab.

Da ging zu Kriegsende also die Angst um und Jettenberger, ein Restaurant in Stadtbergen, stellte den eigenen Keller zur Verfügung, damit alle, die im Besitz von Propagandamaterial waren, dasselbe dort verstauen und verstecken konnten. Da wurde alles ins Kellerloch gestopft, verstaut und zugemacht, damit es niemand mehr findet. So war es mal weg, unter dem Boden und da moderte es vor sich hin. Viele fürchteten sich als Nazi erkannt zu werden und waren froh, alles losgeworden zu sein. Ja, der ganze nationalsozialistische Dreck moderte in Kisten im Keller von Jettenberger. Als die Amerikaner fertig aufgeräumt hatten im Lande und keiner mehr etwas zu befürchten hatte, wurde der ganze Moder ans Tageslicht gezogen und öffentlich verbrannt. Seither modert nichts mehr und ich hoffe, das wird es auch nie wieder tun.

Der Weg in den zweiten Weltkrieg

Es ist reiner Zufall, dass ich sowohl den ersten Tag des Krieges noch heute in vollständiger Erinnerung trage als auch den letzten, den ich hautnah zwischen den Fronten der Alliierten und Deutschen miterlebte.

Im Morgengrauen des 1. September 1939 marschieren ohne vorherige Kriegserklärung deutsche Truppen in Polen ein. An jenem 1. September, es war ein Freitag, bin ich, zwölfjährig, mit dem Fahrrad zu meiner Grossmutter nach Schwabhausen gefahren,

dreissig Kilometer von unserem Zuhause entfernt. Schwabhausen ist ein Bauerndorf mit einer Kirche, einem Friedhof und einer Schule sowie ansehnlichen Gehöften. Meine Grossmutter war die dritte Frau meines damals bereits verstorbenen Grossvaters und hat sechzehn Kinder grossgezogen. Die beiden ersten Frauen waren beide im Kindsbett gestorben. So übernahm sie als dritte Frau ein Kind der verstorbenen ersten Ehefrau meines Grossvaters, acht Kinder der zweiten, darunter meine Mutter - und gebar sieben eigene Kinder und zog alle gross. Meine Grossmutter wäre also in Wirklichkeit meine Stiefgrosnmutter, aber sie wurde von allen als wirkliche Mutter und Grossmutter wahrgenommen. Sie lebte im zweitgrössten Bauernhof des Dorfes, dem «Metzgerbauer», zusammen mit Hühnern, Kühen, Pferden, Schweinen, einem Hund, etlichen Katzen und Gänsen sowie all den Menschen, die in irgendeiner Form auch noch dazugehörten.

An jenem Freitag, 1. September, hörte ich in Schwabhausen Hitlers Kriegsrede. Ich sehe noch heute unseren Nachbarn, den Bäcker Pfab, wie er sein Fenster öffnet und ruft, wir sollten Hitlers Rede hören. Sehe, wie der das Radio auf den Fenstersims stellt und die Knöpfe laut dreht. Gebannt bleiben wir stehen. Hitlers schreiende eindringliche Stimme erzählt von Ungerechtigkeit gegenüber dem deutschen Volk, von Misshandlung, von Nichtachtung der Grenzen, von Danzig, das in Wirklichkeit den Deutschen gehört. Hitler proklamiert an jenem Tag den Krieg, von dem ich noch nichts verstehe, den Krieg der beinahe fünf Jahre und damit meine ganze Jugendzeit überdauern sollte.

Bald munkelten die Leute im Dorf, dass nicht sein könne, was Hitler sagt und dass er selbst den Krieg provoziere, weil er sich rächen wolle. Doch das Munkeln dauerte nicht lange an und bald nach Kriegsbeginn will keiner mehr mit dem anderen reden. Die Bevölkerung wird mit Kriegspropaganda eingedeckt. Weitum hängen Plakate mit der Aufschrift «Achtung, der Feind hört mit!» und da bald niemand mehr weiss wer Feind und wer Freund ist, schweigen alle. Zu gross ist die Angst vor Verrat. Selbst im Familienkreis wird nicht offen diskutiert und mit Nachbarn und Freunden schon gar nicht. Misstrauen breitet sich aus, allüberall.

Viele junge Männer und Väter erhalten den Marschbefehl. Mein Vater hat Glück. Als Verwundeter des ersten Weltkrieges wird er nicht eingezogen. Doch bald einmal werden auch junge Männer rekrutiert, so wie mein Cousin Oskar. Er wird als 15-jähriger direkt nach acht Schuljahren als Fallschirmjäger weit weg von zu Hause in den Kriegsdienst beordert und bis zum Kriegsende nicht mehr zurückkehren. Viele weitere Cousins sollten ihm folgen. Einige kehrten zurück, andere werden ihr blutjunges Leben verlieren.

Radiosender und andere Medien werden durch die Regierung vollständig kontrolliert. Zugelassen sind nur staatlich überwachte Sender. Wer informiert sein will, muss sich die Informationen illegal beschaffen. In vielen Familien werden die Vorhänge gezogen, Fenster und Türen bleiben dicht verschlossen. Auch bei uns. Das Radio wird hoch oben auf dem Küchenschrank in die hinterste Ecke verbannt. Immer abends um zehn kommt die verbotene Berichterstattung von BBC und kommuniziert die Siege und Verluste der Streitmächte. Ich und mein Bruder können es uns nicht verkneifen BBC zu hören, steigen jeden Abend auf den Küchenschrank, hören uns zuerst das Lied «Vor der Kaserne» gesungen von Lilly Marlene und danach die Presseberichte an. Niemand wagt gegen Hitler aufzubegehren. Die reine Diktatur hat sich zu jenem Zeitpunkt längst durchgesetzt.

Antisemitismus und Denunziation

Wie aber habe ich den Antisemitismus erlebt? Ob es in meinem Umfeld keine Juden gab, fragt Edith immer wieder. Doch, in Augsburg gab es vor dem zweiten Weltkrieg viele Geschäfte, die von Juden geführt wurden. Zum Beispiel Tack, das Schuhgeschäft. Dort war nicht nur Schuhwerk in erstklassiger Qualität erhältlich, sondern auch superfreundliche Bedienung garantiert. Aus meiner Erinnerung störten die Juden niemanden und die Religionszugehörigkeit der Menschen war oft weder bekannt noch ein Thema, das die Menschen beschäftigte, uns Kinder schon gar nicht. Doch dann begann die Hetzerei mit dem gelben Stern. Dass jemand aus meinem Umfeld spurlos verschwunden wäre, weil er Jude war, davon weiss ich jedoch nichts. Dass die jüdische Bevölkerung in vielen täglichen Belangen zunehmend benachteiligt wurde, das nahm ich rückblickend wahr. Dennoch - und ich weiss nicht warum - und es mag unglaublich klingen - aber die Judenfrage blieb für mich und für viele andere Menschen im Dunkeln.

Dass Hitler ein arisches Volk wollte, das hingegen hörte ich hunderte Male, und dass das arische Volk über allem steht, natürlich auch. Jeder wusste, dass damit die Reinheit der deutschen Rasse gemeint ist, aber thematisiert wurde das nicht. Alles was schwierig sein könnte, wurde wohl einfach totgeschwiegen und wegvergessen. All die Ideen der «Endlösung» der Judenfrage, der Fahrenden, der Mischlinge, der unheilbar Kranken geisterten in Köpfen und Reden, aber sie betrafen uns in unserem Dorf Stadtbergen scheinbar nicht.

Die Angst vor Denunziation hingegen war allgegenwärtig. Ich weiss inzwischen, dass das vor allem für die jüdische Bevölkerung galt, aber die Angst sass genauso in unseren Knochen. Nationalsozialismus war Pflicht. Wer Mitglied der Gesellschaft sein

und dazugehören wollte, musste sich dazu bekennen. Es war unmöglich, ohne Parteizugehörigkeit eine Lehrstelle oder eine gute Arbeitsstelle zu finden. Von den Mädchen wurde erwartet, dass sie dem Bund Deutscher Mädchen beitreten. Auch ich gehörte dazu und erinnere mich nur an ein einziges Mädchen, welches aussen vor blieb und letztlich in allen Bereichen, wie eine Aussätzige behandelt wurde. Ich hingegen erhielt wie viele andere auch eine Lehrstelle, noch dazu in einem ansehnlichen Betrieb. Die Firma Oelkrug in Augsburg war eine Grosshandelsfirma und stellte Hemden her. Gegen 200 Näherinnen waren beschäftigt. Dort absolvierte ich eine dreijährige Bürolehre, lernte tippen, stenografieren, Briefe schreiben, führte Sekretariatsarbeiten aus und wurde in die Kunst der doppelten Buchhaltung eingeführt.

Augsburg wird bombardiert

Im Februar 1944 wird Augsburg bombardiert. Mein Weg mit dem Velo von Stadtbergen zur Arbeit im Oelkrug gestaltete sich schwierig. Trümmerhaufen allüberall. Gibt es Tote? Nein, nein, ich kann mich nicht daran erinnern. Vielleicht habe ich alles Schlimme auch einfach vergessen. Nur an die Trümmer der Spielwarenfabrik gleich neben meinem Lehrbetrieb, an all die kaputten Spielsachen kann ich mich erinnern. Der Rauch hängt wie dichter Nebel um mich herum, dicke Schwaden, die mich schwer atmen und kaum sehen lassen. Das Restaurant Rosenau brennt lichterloh. Natürlich kenne ich Menschen, die im Krieg gestorben sind, so wie mein Cousin Josef oder die Söhne des Arztes in unserem Dorf Stadtbergen. Wir alle wussten, dass wir sterben können, aber wir haben nicht darüber gesprochen und noch weniger darüber nachgedacht. Wir waren wie Fliegen, tot oder lebendig, und wenn es uns klatscht, dann sind wir tot. Einfach so. Es ist nicht ein Spiel, aber es ist wie es ist. Den Vorgang des Sterbens und die Gefühle dazu, das haben wir ausgelassen. Im Gegenzug dazu haben wir uns «strategische» Gedanken über die Absichten des Feindes gemacht. So weiss ich beispielsweise mit Sicherheit, dass die Feinde nicht Augsburg bombardieren wollten. In Wirklichkeit waren sie auf der Suche nach den Messerschmidwerken, das ist eine Flugzeugfabrik ausserhalb von Augsburg. Die Piloten verfehlten wie so oft das Ziel und trafen die Spielzeugfabrik oder andere Teile der Stadt. Wenn mir Edith heute sagt, dass es beim Bombardement über 700 Tote und 85'000 Obdachlose gab, so kann ich mir vorstellen, dass das stimmt und ich muss weinen, wenn sie mir jetzt die Bilder der damals zerstörten Stadt zeigt. Ja, so sah es aus. Das war Augsburg nach der Bombardierung, so sah alles aus, als sich Rauch und Russ und Nebel gelegt hatten. Alles war dem Erdboden gleichgemacht.

Olga, 17-jährig, erhält den Marschbefehl

Nach der Lehre werde ich per Marschbefehl in den Landdienst nach Haag bei Wasserburg am Inn beordert. Es handelt sich um ein Lager für Mädchen und junge Frauen. Wir erhalten eine Uniform und werden verteilt. Viele arbeiten während mehrerer Monate bei Bauern auf dem Feld, andere kochen und waschen Wäsche, einige Privilegierte arbeiten im Büro. Ich werde einem Kleinbauern zugeteilt. Er hat eine einzige Kuh. Um diese zu schonen, muss ich zusammen mit der Bäuerin den Heuwagen früh morgens selbst auf das Feld ziehen. Ungefähr zwei Monate arbeite ich auf dem kleinen Hof und helfe bei der Ernte. Danach werde ich ins Büro beordert. Bald einmal leide ich unter starken Zahnschmerzen und darf nach mehreren schmerzgeplagten Tagen und durchwachten Nächten endlich zum Zahnarzt, welcher die schadhafte Zähne kurzerhand auszieht. Es gab zu jener Zeit keine Möglichkeit Plomben zu setzen. Wer hätte das bezahlen sollen! Noch heute klaffen die zwei Lücken in meinem Mund, aber wenigstens konnte ich bald wieder gut schlafen.

Im Spätsommer ist die Ernte eingefahren und meine Zeit im Landdienst abgeschlossen. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Hause geht's gemäss militärischem Befehl im Herbst nach Desching bei Ingolstadt in die Munitionsfabrik. Wir wohnen in Baracken, zu sechst. Es sind kleine Räume mit Kajütenbetten. Jeden Morgen wird uns 1 Liter Wasser zum Waschen hingestellt. Wir tupfen unsere «Waschlümpis» ins kühle Nass, waschen unsere Gesichter sauber und wringen das Restwasser über dem Boden aus, um diesen danach feucht aufzuwischen. Keine Frau darf ihre Tage haben, die Menstruation wird mit Tabletten pflichtgemäss unterdrückt.

Alle jungen Frauen werden in verschiedene Bereiche eingeteilt. Ich stelle mit anderen Mädels Handgranaten her. Dazu benutzen wir eine Briefwaage. Wir wägen die verschiedenen Inhaltsstoffe aufs Gramm genau und ordnen sie fein säuberlich in einem Setzkasten. Ein Soldat, dem im Krieg ein Arm weggeschossen wurde, kontrolliert unsere Arbeit in Stichproben. Die Munitionsfabrik ist riesig. Grosse Lastwagen fahren auf betonierten Strassen ein und aus und liefern Unmengen Material. Das ganze Gelände ist wie ein halbes Dorf. Der Feind hätte diese Munitionsfabrik allzu gerne bombardiert und so sind wir stets auf der Hut vor herannahenden Fliegern. Sind die Alliierten im Anzug, müssen wir in die ausgehobenen Gräben liegen und warten, bis sie wieder abgezogen sind.

Natürlich leisten wir oft Überstunden und arbeiten in die Nacht hinein, wenn an der Front in allen Himmelsrichtungen Nachschub gebraucht wird. Nicht nur deutsche Frauen, auch Holländerinnen leisten Zwangsarbeit für den Krieg bei uns. Hitler holt in den umliegenden Ländern alles, was er haben kann. Hunderttausende Strafgefangene aus umliegenden Ländern leisten für die deutsche Kriegsmaschinerie Zwangsarbeit,

darunter allein 630'000 Russen. Die Mädchen aus Holland, die bei uns arbeiten, sind entweder deutsche Gefangene oder Deportierte. Sie mischen sich unter uns, gehören dazu, leben mit uns zusammen und arbeiten mit.

Am 15. Januar 1945 sollte die Munitionsfabrik endgültig durch die Alliierten zerstört werden. Wir liegen einmal mehr in unseren Gräben und harren der Dinge, die da kommen sollten. Der Leitbomber über der dichten Wolkendecke setzt die Zielmarkierungsbombe, worauf nur wenige Sekunden später die erste Welle mit dem Abwurf von 480 Sprengbomben und 330 Brandbomben beginnt. Eine unglaubliche Menge Pulver, das Gedröhne und die Erschütterungen sind unvergleichlich. Wir, und das eigentliche Ziel, die Munitionsanstalt Desching, werden jedoch um zwei Kilometer verfehlt. Erst am 20. April 1945, kurz vor Kriegsende, zerstört die Luftwaffe das Depot schwerwiegend. Ich hatte doppeltes Glück. Der erste Abwurf ging knapp daneben und beim zweiten, zerstörerischen Versuch war ich nicht mehr da.

Der Krieg kommt zu mir

Ende März werde ich aus der Munitionsfabrik entlassen und kehre nach Hause zurück. Doch schon bald folgt das nächste Aufgebot. Doch diesmal darf ich wählen. Ich kann als Tramschaffnerin oder im Lazarett arbeiten. Meine Freundin Marianne, welche in der Munitionsfabrik mit mir in der Baracke lebte und ich, entscheiden uns für das Lazarett. Der militärische Befehl wird entsprechend ausgestellt. Wir werden ausgemessen und erhalten an einer eigens dafür eingerichteten Stelle eine Uniform als Krankenschwestern. Lange Ärmel, weisser Kragen und nicht zu übersehen eine Brosche mit Hakenkreuz. Dies ist unsere offizielle Ausstattung. Mein Vater begleitet uns zum Zug. Zusammen steigen wir ein und fahren weg, aber ich weiss nicht mehr wohin. Nicht nach München, aber in jene Richtung. Im Lazarett verrichten wir Dreckarbeit. Wir waschen blutverschmierte schmutzige Wäsche, fegen und putzen. Die Pflege ist den ausgebildeten Krankenschwestern vorbehalten. Es gibt unzählige verwundete Soldaten, viel Schreien, Weinen und Wimmern.

Immer öfter wird gemunkelt, dass Deutschland verloren ist und die Amerikaner bereits im Anmarsch sind. Offiziell erhalten wir keine Informationen. Die Propaganda funktioniert zwar nicht mehr wie zu Beginn des Krieges, aber es wird weiterhin munter vertuscht. Als in der Nähe immer öfter Schüsse zu hören sind, fliehen Marianne und ich trotz Androhung der Todesstrafe für Deserteure ungefragt aus dem Lazarett. Wir steigen in den Zug und fahren nach Hause. Wir haben Angst und die Nase voll. Wir verstecken uns bei meinen Eltern und Marianne bleibt zwei Wochen bei uns. Wir sind

nicht die einzigen Deserteure im Haus meiner Eltern. Siehe da, da ist auch noch mein Cousin Oskar, der Fallschirmjäger, der nach Hildesheim entsendet wurde. Er ist wie wir, eben erst gerade angekommen. Zu Fuss hat er sich vom nördlichen Hildesheim in den Süden, nach Augsburg auf den Weg gemacht. In Uniform, ohne Nahrung und Schlafmöglichkeiten ganze 570 Kilometer. Wie er das hinkriegte, ohne entdeckt zu werden, ist mir noch heute ein Rätsel. Mit 15 Jahren ist er eingerückt und jetzt ist er bald 20 Jahre alt. Mehr als vier Jahre war der junge Mensch im Krieg. Leider haben Oskar und ich uns über die Details zu unseren Kriegserlebnissen nie ausgetauscht. Da hing nach dem Krieg eine Art Tabu über vielen Menschen und es wurde weiterhin nicht geredet, wenigstens nicht allzu viel. Oskar bleibt vorläufig wie Marianne bei meinen Eltern. Wir haben alle eine Höllenangst, dass er entdeckt werden könnte, denn alle Männer sollten im Krieg sein. Frauen fallen etwas weniger auf, weil nicht alle eingezogen wurden. Wir entscheiden uns, Oskar die Kleider meines Vaters anzuziehen. Sie passen zwar keineswegs, schützen aber ganz bestimmt besser als die Uniform eines desertierten Fallschirmjägers.

Bald sickert durch, dass nicht nur die Amerikaner im Westen, sondern noch schlimmer, die Rote Armee im Osten auf dem Vormarsch ist und näher rückt. Die grösser werdenden Flüchtlingsströme lassen keinerlei Zweifel zu, dass die Russen erheblich Druck machen und eine riesige Flüchtlingsflut vor sich herschieben. Über 30'000 Flüchtlinge sollen damals täglich in Berlin angekommen sein. Mitte April sind die Russen in Österreich. Unser Radio oben in der Ecke sendet immer noch unser vertrautes Lied «vor der Kaserne» von Lilly Marlene und reichlich verbotene Informationen der Alliierten. Viele fürchten die Russen weit mehr als die Amerikaner und Briten. Erst letztthin sah ich im Fernsehen zufällig einen Dokumentarfilm über Mädchen meines Alters, die damals den Krieg auf der Ostseite miterlebt hatten und erkannte entsetzt die Gräueltaten, welchen vor allem junge Mädchen beim Zusammenstoss mit der Roten Armee ausgesetzt waren. Die Frauen, heute alle in meinem Alter, holten in dieser Sendung ihre belastenden Erinnerungen an den Tag. Einmal mehr danke ich dem Leben, dass die Rote Armee nicht bis nach Augsburg vorgestossen ist.

Im Schwarzwald sind nun also die Franzosen, im Himmel die bombenbestückte Flugwaffe der Amerikaner und Briten und im Osten ziehen die Russen westwärts, vor sich hinschiebend diesen beinahe unendlichen Flüchtlingsstrom. Der Kriegswahnsinn kennt weltweit keine Grenzen mehr und wird immer verrückter. Einige hoch intelligente Wissenschaftler setzen nun auf Wunderwaffen, die den Krieg entscheiden sollten, Flugbomben, Atombomben, Fernraketen. Deutsche beginnen auf Geheiss Hitlers die eigenen Brücken und Verkehrswege zu sprengen. Ich erinnere mich, dass sich Reichsmunitionsminister Speer Hitlers Befehl, sämtliche Deutschen Anlagen zu

vernichten, widersetzte. Dieser Nero-Befehl als Totalverrat am eigenen Volk war Hitlers letzte Rede vor der Kapitulation. Er sagte wörtlich: «Es ist nicht notwendig auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu einem primitiven Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Was nach diesem Kampf übrig bleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen.»

Am 25. April treffen erstmals Truppen der Roten Armee auf GI's der amerikanischen Armee. So weit musste es ja kommen. Die einen vom Westen, die anderen vom Osten, irgendwann sieht man sich. Bei Torgau an der Elbe geben sie sich freundlich lachend die Hand. Die Begegnung der Streitkräfte bedeutet später die militärische Spaltung Deutschlands in Ost und West. Der Westen wird den Alliierten zugeteilt, der Osten den Russen.

Die letzten Tage im Kriegstreiben

Recherchen zeigen, dass in Stadtbergen gegen Ende des Krieges ein Aussenlager des Konzentrationslagers Dachau eingerichtet wird. Die Gefangenen arbeiten bei Messerschmitt und bauen Flugzeuge für den Krieg zusammen. Jeden Morgen stapfen hunderte in Reih und Glied zur Lokalbahn, und werden zur Arbeit abtransportiert. In Anbetracht des Anmarsches der Amerikaner, sollten sie am Morgen des 27. April südwärts Richtung Scherstetten getrieben werden. Auf diesem grossen Marsch geraten sie wie Olga und Oskar zwischen die Fronten. Viele sind im Kugelhagel umgekommen, der Rest wurde befreit.

An ebendiesem Tag, dem 27. April, bin auch ich mit Oskar unterwegs nach Scherstetten. Seine Mutter Maria wohnt dort. Sie hat Oskar, seit er in den Krieg gezogen ist, nicht mehr gesehen. Wir fahren mit unseren Fahrrädern nachmittags in dieselbe Richtung wie die 2000 Gefangenen der Sheridan-Kaserne am frühen Morgen marschieren sind und von denen wir nichts gesehen haben. Wehrmacht und Bevölkerung wissen, dass die Amerikaner im Anmarsch sind und in Kürze Augsburg und auch das nahe gelegene Stadtbergen einnehmen werden. Das wurde kommuniziert. Der Krieg steht also unmittelbar vor der Haustüre, da wo wir wohnen, da wo wir leben.

Noch heisst es, Augsburg werde verteidigt - Hitler lebt ja noch - und so ist mit dem Schlimmsten zu rechnen. Ich sollte nun zusammen mit meinem desertierten Cousin Oskar zuerst Hab und Gut und danach meine herzkrankte Mutter zu Oskars Mutter Maria nach Scherstetten in Sicherheit bringen. Es werden ein grosser Koffer und verschiedene Schachteln gepackt. Auf unseren Fahrrädern sollten wir mit der ganzen

Bagage dorthin fahren, in derselben Nacht wieder zurückkehren, um dann auch noch die Mutter zu holen und mit einem Anhänger in Sicherheit zu bringen.

So ziehen wir los, zwei junge Menschen, unwissend, aber nicht ahnungslos, dass wir zwischen die Fronten geraten werden. Von Stadtbergen geht's mit vollbepackten Fahrrädern 35 Kilometer weit Richtung Scherstetten. In Bobingen stehen Menschen auf der Strasse, fragen wo wir hinwollen und warnen uns, dass die Amerikaner schon in Schwabmünchen seien und wir nicht mehr weiterfahren können und umkehren sollen. Zwar sind immer wieder Einschläge von Geschossen zu hören, aber wir ziehen unbeirrt weiter. Ich wäre gerne umgekehrt, aber Oskar wollte weiter. In Scherstetten bei Schwabmünchen lebt seine Mutter. Er hat sie lange nicht gesehen. Er lebt, seit er als Fallschirmjäger aus Hildesheim desertiert ist, versteckt in unserem Haus und wagt nicht, sich zu Hause blicken zu lassen. Jetzt zieht es ihn weiter, er ist unerbittlich. Die Einschläge kommen immer näher. Deutsche Soldaten auf dem Rückmarsch kommen uns entgegen. Sie schweigen. Ganze Truppen deutscher Soldaten. Sie fahren teilweise auf Panzern und beobachten uns nicht. Jetzt wird in unsere Richtung geschossen. Das sind die Amerikaner, welche ihre Geschosse hinter den deutschen Soldaten herwerfen. Vor uns jedenfalls gehen immer wieder Geschosse nieder. Durch den Druck und die Panik falle ich vom Fahrrad. Die Schachteln purzeln mit mir zu Boden, alles verteilt sich. Ich versuche in Eile alles wieder aufzulesen, auf das Fahrrad zu binden, und wieder knallt es ganz in der Nähe. Ich will umkehren, aber Oskar will nicht. Er schlägt vor, in den nahegelegenen Wald zu gehen, damit man uns nicht sieht. Auf dem holprigen Waldweg ziehen wir weiter. Oskar hat keinen Grund, die Amerikaner mehr zu fürchten als die eigene Wehrmacht. Bald sind wir in Schwabegg angekommen. Dort wohnt Anna, eine der vielen Schwestern meines Vaters. Glücklicherweise, ein vertrautes Haus zu finden kehren wir ein. Anna erzählt uns, dass die Amerikaner schon durch sind und dass sie Silvester, ihren Sohn, mitgenommen haben, der erstaunlicherweise auch zuhause war. Er wurde als Gefangener nach Amerika verschifft und ist später wohlbehalten wieder heimgekehrt. Ob Silvester wie wir beide auch desertiert ist, weiss ich nicht. Oskar will weiter. Wir verabschieden uns von Genoveva und kommen endlich mit vollem Gepäck an unser Ziel nach Scherstetten zu Oskars Mutter, meiner geliebten Tante Maria. Wir stellen unsere Schachteln und den Koffer ab und müssen ganz leise sein, denn in demselben Haus wohnt eine Frau, deren Mann als Leutnant zur Gestapo gehört. Wir haben höllische Angst, dass sie Oskar als desertierten Soldaten erkennen und verraten könnte. Das erste Mal seit vielen Jahren hat meine Tante ihren Sohn zurück und muss ihn gleich wieder gehen lassen. In aller Stille trinken und essen wir etwas zusammen, verabschieden uns, fahren durch den Wald zurück und kommen mitten in der Nacht glücklich und gesund wieder zuhause in Stadtbergen an. Wir legen uns in

den vom Vater verbarrikadierten Keller und schlafen. Die herzkrankte Mutter können wir nicht mehr wegbringen, dazu ist es zu spät.

Am folgenden Morgen, 28. April, fahren die Amerikaner mit Panzern durch Augsburg und Stadtbergen. Die Stadt wird nicht verteidigt. Die Amerikaner marschieren sang und klanglos ein. Ich muss mit dem Milchkessel raus in die Molkerei, um Milch zu holen. Mit dem Gewehr im Anschlag sitzen die Amerikaner auf ihren Panzern und lächeln uns zu. Ich habe keine Angst und weiss, das ist der Frieden. Zum ersten Mal im Leben sehe ich Schwarze und schaue mit grosser Verwunderung in ihre Gesichter mit dem breiten Lachen und den weissen Zähnen. Ich bin froh sind sie gekommen, um uns von uns selbst zu befreien.

An eben diesem Tag wird Mussolini auf Befehl des Nationalen Befreiungskomitees erschossen. Zwei Tage später, am 30. April 1945, nimmt sich Hitler zusammen mit Eva Braun in der Nähe von Salzburg das Leben. Göbbels, der dem Volk unzählige Male vorbetete, dass es besser ist zu sterben als zu kapitulieren, macht mit seiner ganzen Familie ernst. Er tötet am 1. Mai zuerst seine Kinder und begeht danach Selbstmord mit seiner Frau. Einen Tag später erobert die Rote Armee Berlin.

Wie weiter mit uns?

An Hitlers Todestag kommen die Amerikaner und wollen in unser Haus einziehen. Sie beachten Oskar, der mit uns am Tisch sitzt, erstaunlicherweise nicht. Nur ihm wird klar, dass es bei uns viel zu brenzlich wird und ihn die Amerikaner bei nächster Gelegenheit gefangen nehmen, wenn er nicht sofort auszieht. Nachdem der Pfarrer auf Geheiss der Amerikaner auch noch einen grossen Aufruf von der Kanzel startet und davor warnt, deutsche Soldaten zu verstecken, kehrt Oskar ungesehen mit seinem Velo zu seiner Mutter nach Hause zurück. Den Gestapo-Leutnant im oberen Stockwerk des Hauses seiner Eltern braucht er inzwischen nicht mehr zu fürchten.

Nach ein paar Tagen müssen wir ausziehen. In unser Haus werden vier amerikanische Soldaten einquartiert. Einer ist Deutsch-Amerikaner mit einer Mutter aus Norddeutschland. Er verspricht uns, gut zu unserem Haus zu schauen. Vater versteckt indessen unsere Konfitüre unter dem Kohleberg im Keller. Danach müssen wir ins nächste Nachbarhaus ziehen. Jeder darf sein Kopfkissen mitnehmen und auch einige Kleider. Im Nachbarhaus schlafen wir alle in einem Zimmer zu viert auf dem Boden. Wir leben und kochen und essen gemeinsam mit der Familie. Mein Vater steigt hie und da ungesehen über den Zaun und holt Salat und Gemüse aus unserem Garten. Es dauert nicht lange, da werde ich nochmals abkommandiert. Diesmal nicht für den

Dienst in der Deutschen Wehrmacht, sondern um in den von Amerikanern bewohnten Häusern zu putzen.

Zusammen mit einer Freundin arbeite ich ein paar Häuser weiter weg für die Soldaten. Sie leben auf grossem Fuss und werfen viele Esswaren weg. Wir werden jedoch gewarnt, etwas aus dem Müll zu stehlen. So sehen wir öfter mal sehnsüchtig nach den Abfällen und lästern auch mal leise oder mit Blicken über die Verschwendung. Eines Tages können wir uns nicht verwehren, stehlen Butter für unsere Familien und werden natürlich auf frischer Tat ertappt. Das ist schlimm für uns, wir weinen und haben Angst. Vermutlich hat der Deutschamerikaner ein gutes Wort für uns eingelegt, jedenfalls hat unser Diebstahl keine weiteren Folgen. Seither esse ich keine Butter mehr. Wenn ich in den Kriegsjahren keine haben konnte, brauche ich jetzt auch keine. Ich streiche die Marmelade aufs Brot und damit hat sich's. Dass das Brot dadurch pampig wird, daran habe ich mich inzwischen gewöhnt, und das ändere ich jetzt mit 90 Jahren auch nicht mehr.

Die Amerikaner waren gute Menschen. Das Land beruhigt sich schnell. Wenn auch nicht beim Essen, so sind sie doch insgesamt grosszügig und integer. Wir haben keine Angst vor ihnen und erleben sie als menschlich und warm. Ich kann mich an keinerlei Übergriffe oder Grobheiten erinnern, im Gegenteil wirken ihre Fröhlichkeit und ihr Lachen ansteckend. Auch politisch haben sie rasch begriffen, wie Land und Menschen zu befrieden sind und mit gesundem Menschenverstand die wichtigsten Sicherheitsvorkehrungen durchgesetzt. Ein Militärgouverneur wird eingesetzt und eine zehn Jahre dauernde Besatzungszeit beginnt. In den ersten Wochen und Monaten werden Ausgehbeschränkungen verfügt. Niemand darf abends Türen oder Fenster öffnen. Wenn ein Übeltäter sich erdreistet das doch zu tun, wird ihm mit einem Luftschuss ein grosser Schrecken eingejagt. Auf Zivilisten haben die Amerikaner meines Wissens nie geschossen. Nach der Übernahme durch die Amerikaner kommt es zu grossen Umverteilungen von Besitz. Viele Nationalsozialisten hatten sich während des Krieges und der Judenverfolgungen widerrechtlich grosse Besitztümer angeeignet. Nicht nur Kunstwerke, worüber wir heute viel lesen, sondern ganze Schlösser, Gehöfte, Häuser und Land. Die Amerikaner haben diesen Besitz so gut es geht umverteilt und den rechtmässigen Besitzern zurückgegeben.

Viele Amerikaner bleiben in Stadtbergen und lassen ihre Familien nachziehen. Nach der Besatzungszeit kehren Einzelne in ihr Land zurück, während sich andere einbürgern lassen. Zwei meiner Schulkolleginnen heiraten Soldaten und wandern nach Amerika aus, und einzelne deutsche Mädchen bringen plötzlich wunderhübsche schokoladebraune Buben und Mädchen zur Welt.

Olga wohin?

Ich selbst stehe nun ein wenig im Leeren. Die Dienstzeit bei der Wehrmacht und den Alliierten ist beendet, eine Arbeitsstelle schwer zu finden. Die Marschbefehle bleiben aus, Landdienst, Munitionsfabrik und Lazarett liegen hinter mir und vor mir, wie für viele andere Menschen auch, das Nichts. Aufgehoben in einer grossen Sippe ist meine Hilfe da und dort gefragt. Insbesondere auf dem Bauernhof meiner verwitweten Grossmutter ist immer viel Arbeit zu tun. So fahre ich oft die 30 Kilometer mit dem Velo nach Schwabhausen und arbeite und lebe auf dem Hof.

Eines Tages kommt edler Besuch aus der Schweiz, Herr Fiechter mit seiner Frau, schweizerischer Gesandter der Botschaft in Berlin. Er ist auf der Durchreise und überbringt uns von meiner Tante Regina, welche in der Schweiz den Haushalt für die Fiechters führt und deren vier Kinder grosszieht, kleine Geschenke. Während ich serviere und die Gesellschaft mit meiner Grossmutter am Tisch zusammensitzt und isst, werden sich Fiechters schnell einig, dass sie so jemanden wie mich in der Schweiz auch ganz gut gebrauchen könnten. Sie würden in ein paar Wochen wieder vorbeischauen und mich dann gleich mitnehmen. Aus meiner Sicht war das nettes Geplapper, ich glaubte nichts davon und erzählte auch niemandem etwas, ging weiter meiner Wege, half da und dort und liess die Zeit verstreichen.

Als ich einige Wochen später einmal mehr auf dem Hof meiner Grossmutter weile, biegt eine schwarze Limousine ein und parkiert gleich neben dem Haus. Ein etikettierter Chauffeur im Anzug steigt aus, vergewissert sich wer ich bin und lässt mich wissen, dass er mich abholt und in die Schweiz fahren wird. Ich bin völlig verdutzt und erkläre ihm, dass niemand in der Familie mit meinem Auszug aus Deutschland rechnet, dass weder Vater noch Mutter auch nur ahnen, dass ich wegziehen könnte, dass ich keine Kleider dabei habe, weil ich ja nicht bei Grossmutter in Schwabhausen, sondern 30 km weit weg in Stadtbergen bei meinen Eltern wohne und dass das, was er vorschlägt und wie auch immer man es drehen mag, einfach nicht geht. Obwohl, ehrlich gesagt, die Idee gefiel mir plötzlich ganz ungemein! Tante Hedwig, die 25-jährige, unverheiratete Tochter meiner Grossmutter, die im Hintergrund mithörte, spürte meine Aufregung und war so Feuer und Flamme, dass sie gleich mitkommen wollte. Nach einem kurzen Wortwechsel weist uns der Chauffeur an einzusteigen. Hedwig setzt sich, ohne auch nur ein einziges Kleidungsstück einzupacken, voller Freude neben mich. Eigentlich hat sie einen Schatz in Schwabhausen, der sie vielleicht auch heiraten will, aber so wichtig ist das im Moment nicht für sie. So sitzen wir nun zu zweit in der Limousine und werden herum chauffiert. Ein helles neues Lebensgefühl macht sich in meinem Herzen breit. Zuerst fahren wir nach Stadtbergen zum Haus meiner Familie. Vater und Mutter sind

nicht da und ich packe ganz allein einen kleinen Koffer mit meinen Siebensachen. Dem Vater hinterlasse ich einen Zettel mit den Worten «Ich fahre jetzt in die Schweiz und komme dann wieder!» Doch meine Mutter will ich unbedingt noch sehen. Sie ist an der Gedenkfeier zum Tod von Oskars Bruder Josef, der zum Ende des Krieges in Norditalien gefallen ist. Wir fahren zur Kirche. Von weither sehe ich meine Mutter daherkommen und bitte den Chauffeur anzuhalten, steige aus und verabschiede mich von ihr. Ich sollte sie danach zwei lange Jahre nicht mehr sehen. Später hat mich mein abrupter Abgang beschäftigt. Ich denke, das war nicht einfach für sie.

Inzwischen erkennt der Chauffeur, dass Hedwig ohne Gepäck reist. Er findet es ein wenig unsinnig, nur so, ohne Hab und Gut und Ersatzkleider in die Schweiz zu reisen. Wir kehren noch einmal nach Schwabhausen zurück, wo sie ihr Bündel packt, und verabschieden uns nun auch ordentlich. Sie sich von ihrer Mutter und ich von meiner Grossmutter, die gegen unser Vorhaben nicht allzu viel einwendet.

Auf in ein neues Leben!

Ganz so einfach gestaltet sich die Einreise in die Schweiz nicht. Unsere Ausreise aus Deutschland wird diplomatisch in einen Zusammenhang mit der Auflösung der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin gesetzt. Dabei werden wir unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in die Schweiz einreisen. Die Gesandtschaft in Berlin wird nach Kriegsende aufgelöst und deren 30 Mitarbeitende in die Schweiz zurückgeführt. Um in die Schweiz einreisen zu können, werden wir im Laufe der kommenden drei Tage Teil dieser Gesandtschaft und erhalten in Bad Homburg, wo wir einige Tage Zwischenhalt machen, entsprechende Papiere.

Diese sind in englischer Sprache verfasst und datieren auf den 25. Oktober 1945. Mit diesen Papieren werde ich nun also über Nacht Angestellte der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin, zugeteilt der in Liquidation befindlichen Abteilung für Schutzmachtangelegenheiten mit Zwischensitz in Bad Homburg. Nicht schlecht, wenn ich so bedenke, nur war mir das damals nicht bewusst. Die offizielle Anstellung war nach dem Grenzübertritt auch gleich wieder obsolet. Ein richtiges Gehalt in dieser ehrenhaften Anstellung habe ich jedenfalls nie erhalten.

Noch ist nicht alles geklärt. Nach Bad Homburg halten wir uns noch einige weitere Tage in Kisslegg in einem Hotel auf. Dann endlich fahren wir in die Schweiz und zum ersten Mal nach vielen Jahren höre ich wieder Kirchenglocken läuten. Das berührt mich zutiefst in meinem Innersten. In Deutschland gab's kurz nach Kriegsbeginn nämlich keine Kirchenglocken mehr. Alle wurden heruntergeholt, in heisse Schmiedeöfen geworfen,

umgeformt und für Kriegsmaterial verwendet. Aber nicht nur die Kirchenglocken, nein, auch das Metall der Haushalte, wie Eisen und Kupfer, musste herhalten. Die Nazis kamen zu Beginn des Krieges zu uns nach Hause und holten unsere Schöpflöffel und Eisenwaren ab, alles mussten wir hergeben, was der Kriegsmaschinerie diente, unsere Suppenkellen, unsere Gusseisenwaren, unser ganzes Herz, unsere Liebe zum Leben, unsere Liebe zu Gott, alles wurde abgeholt und weggenommen für diesen unwürdigen und elenden Krieg. Da entzündet der wunderbare Klang der Kirchenglocken in der Schweiz ein tiefes und warmes Gefühl der Liebe und des Friedens in mir.

In der Schweiz lebten wir vorerst zu Dritt mit Regina, die schon da war, in einer Mansarde im Hause der Familie Fichter. Hedwig wurde nicht glücklich in der Schweiz und reiste bald wieder heim zu ihrem Schatz, während ich der Ministerfamilie Lehner zugeteilt werde.

Mein Leben bei der Ministerfamilie Lehner

Ich war damals 19 Jahre alt. Dr. Lehner war Minister und hatte mit seiner Frau Olga eine einzige Tochter, Nelly. Nelly war etwa 10 Jahre alt, als ich für den Haushalt der Familie zuständig wurde. Insgesamt fünf Jahre arbeitete ich bei Familie Lehner und nicht zu wenig. Ich hatte wie viele Hausangestellte kaum frei verfügbare Zeit. Meist durfte ich nur am Sonntag und am Mittwochnachmittag für zwei oder drei Stunden raus. Selbst wenn ich unter der Woche zum Briefkasten gehen wollte, musste ich Frau Minister Lehner fragen, ob ich gehen dürfe.

Die Familie war angesehen und hatte oft hohen Besuch. Darunter waren Bundesräte, der päpstliche Nuntius, den ich beim Abschied fälschlicherweise in eine Damenjacke stecken wollte, so dass wir beide herzlich lachen mussten, sowie viele Minister und höhere Beamte. Damals wurde gegenseitig grosszügig eingeladen, man wollte zeigen, was man hat. Entsprechend sollte der Besuch auch möglichst vornehm bekocht werden. So landeten eines Tages auch Spargeln in meiner Küche, welche ich zubereiten sollte. Ich kannte dieses Gemüse nicht, rüstete sie, wie mir geheissen wurde, setzte Wasser auf, um sie zu kochen und betrachtete sodann das etwas ruppige Aussehen der Spargelspitzen, angestrengt nachdenkend, was ich mit dieser Unregelmässigkeit anfangen sollte und fasste den schnellen Entschluss, das Haupt zu kupieren. In sicherer Überzeugung alles richtig gemacht zu haben servierte ich die Platte. Da ging ungläubiges Staunen und Raunen rund um den Tisch und Frau Minister fragte zaghaft, wo denn die Spargelspitzen geblieben seien. Nun, die habe ich kupiert und entsorgt, Frau Minister. Sie erhob sich, ging mit mir in die Küche und wies mich dort an, die Spargelspitzen

wieder hervorzukramen. Ich wusch und kochte dieselben und servierte sie etwas verspätet nach.

Das war alles keine grosse Sache. Der Umgang war familiär. Insbesondere die hohen Besucher haben Hausangestellte respektiert und aufgenommen, als gehörten sie zur Familie des Gastgebers. Einst hat mir ein Bundesrat gar die Schuhe seiner Tochter geschenkt. Man kannte sich, grüsste sich und mochte sich vielleicht sogar. Natürlich waren die Spargeln nicht die einzige Sache, die nicht ganz so gut gelaufen ist. Familie Lehner hatte nämlich auch noch einen verwöhnten Hund, der öfter als ich ein Stück Fleisch oder sogar ein Plätzli erhielt. Ich hegte deswegen jedoch nie schlechte Gefühle gegen ihn, ich glaube, dass ich ohnehin kaum schlechte Gefühle hegte, denn ich war trotz allem ein Kriegskind, fand, die Schweizer seien doch in allem etwas pingelig, heikel und anspruchsvoll und war während vieler Jahre einfach zufrieden mit dem, was ich hatte.

Eines Tages garte einmal mehr ein grosser Braten im Ofen für den erwarteten erlauchten oder durchlauchten Besuch. Ich nahm den dicken Braten aus dem Ofen, stellte ihn kurzentschlossen auf den Boden, da ich keinen Platz mehr auf der Ablage fand, ging raus, um etwas zu holen und erblickte entsetzt Müsli - so hiess der Hund - der genüsslich die ganze Sauce aufleckte. Das war gar nicht schön von ihm. Schnell musste ich eine braune Sauce erfinden mit Mehl und Zwiebeln und presste ein bisschen den Braten, damit noch ein wenig Saft ausfloss und servierte das Ganze ohne jeglichen Kommentar. Selbstverständlich äusserte kein Mensch den geringsten Verdacht, dass sich Müsli grosszügig vorgängig bedient haben könnte.

Olgas Leben in der Schweiz

Olga verliebt sich in den Schaffner Hans, dem Mann ihrer Träume, kündigt ihre Stelle bei Familie Lehner und gründet mit ihm eine Familie. Sie zieht drei Kinder gross und hilft ihrem Mann administrativ im Wäschereibetrieb. Später kaufen sie ein Haus und Olga kümmert sich um die Grosskinder.

Erst spät im Leben, nach dem Tod ihres Mannes sind wir uns als Nachbarinnen begegnet. Ich durfte in Olgas Haus eine Schreibstube einrichten und wir tranken abends nach getaner Arbeit zusammen Tee. Olga erzählte dabei aus ihrem Leben und ich schrieb auf, recherchierte und fügte zusammen. Wir dachten über das Leben von gestern und heute nach und stellten fest wie grundsätzlich sich das Leben der Frauen in fünf Generationen verändert hatte. Von Olgas Grossmutter mit den 16 Kindern, über ihre Mutter, Olga sowie deren Kinder in Kleinfamilien hin zu Olgas Grosskindern, die als Selbständige arbeiten und die Kinder alleine grossziehen.

Wir reisten zusammen nach Deutschland und suchten die Orte der Vergangenheit auf, fuhren nach Schwabhausen, suchten das Wohnhaus in Stadtbergen, den Hof «Metzgerbauer» der Grossmutter und die Munitionsfabrik in Desching auf.

Unsere Reise in die Vergangenheit

Von weither erkennen wir das kleine Dorf Schwabhausen mit der auffallenden Kirchs Spitze und den ausufernden, in die Ebene gelegten Einfamilienhäusern. Irgendwo bei der Einfahrt ins Dorf erkenne ich ein kleines unscheinbares Schild mit der Aufschrift „KZ-Friedhof“. Ein Ehrenfriedhof mit 130 Opfern der NS-Gewalt. Der in hebräischer Schrift gestaltete Gedenkstein liegt gleich neben dem Bahndamm. Leer, verloren und einsam. Wer legt hier Blumen nieder? Nur Herbstblätter zieren seinen Saum, das Moos umfasst ihn und hält ihn warm.

Wir schwenken in die Dorfstrasse ein. Da und dort begegnen uns ein Fussgänger oder auch deren zwei. Die Menschen wirken neugierig doch nicht sonderlich erpicht auf Fremde. Von weit erkennt Olga die grosse Kastanie. Gleich dahinter liegt das Haus „Metzgerbauer“ von Olgas Grossmutter. Daneben öffnet sich ein grosser, leerer mit Platten ausgelegter Platz. Hinten quer zum Haus liegt erkennbar die Scheune mit Blechtor. «Da war einst alles voller Leben», beginnt Olga nun leise und mit enttäuschter Stimme zu erzählen. «Da waren die Pferde, die Kühe, dort hinten die Schweine, links der Hühnerhof und ein Plumpsklo im Stall. Rechts gab es ein kleines Gartenhäuschen mit Licht für die Nacht. Hier tummelten sich unzählige Menschen, Jung und Alt, Kinder und Tanten und Onkel und Knechte, all das war voller Leben. Junge Kätzchen bildeten fröhliche Klüngel, ein grosser Hund patrouillierte als Hüter des Hofes und unentwegt zeigten Erwachsene geschäftiges Treiben auf dem Platz: Kartoffeln ausmachen, Heuwagen laden, Kühe melken, Eier holen, Kinder mahnen.» Jetzt steht da ein renoviertes Haus und davor die Kastanie mit der Aufschrift «Privateigentum, betreten verboten». Wir schlucken leer. Entfremdet und vereinsamt, so wirkt der «Metzgerbauer», der einst vor Leben nur so strotzte.

Ein Haus weiter sieht es besser aus. Da war der Bäcker Pfab. Ein hübsches, inzwischen privates Häuschen, verwachsen mit vielen Pflanzen, ein kleines nicht übermässig gepflegtes Bijou mit Ausstrahlung und einem hübschen Ofenhäuschen auf der Rückseite. Hier hat sich das Herz bewahrt, das Häuschen wirkt einladend, da möchten wir gerne rein, selbst wenn keine Bretzel mehr zu haben sind. Hier hatte der Bäcker zu Kriegsbeginn das Radio ans Fenster gestellt, damit alle hören können, dass die Deutschen in Polen einmarschiert sind. Das war Olgas erster Kriegstag.

Auf dem Dorffriedhof liegt Grossvater im Grab mit seinen drei Frauen. Alle sind sie hier zusammen bis in alle Ewigkeit, golden eingemeisselt ihre Namen in einen marmornen Gedenkstein. Die Grossmutter hatte entschieden, dass sie im Grab alle zusammengehören. Alle drei Frauen und der Mann und die gestorbenen Kinder noch dazu, alle in demselben Familiengrab.

Wir steigen ein, fahren weiter und kommen über Umwege in die Nähe von Ingolstadt. Ohne Navigationsgerät hätten wir Desching niemals gefunden. Kein einziger Wegweiser führt nach Desching, nur das Navigationsgerät weiss Bescheid. Da vorne eine Anzeige, dass das Dorf beginnt. Drei oder vier Bauernhöfe und vereinzelt ein Privathaus, das ist alles. Wir fahren der Häusergruppe entlang auf weit ausgedehnte Felder. Drei Bauersfrauen lächeln uns bei der Durchfahrt freundlich zu. «Ich erkenne die Landschaft teilweise wieder, doch die Gräben und die Munitionsfabrik sind weg», sagt Olga, «alles ist weg. Nichts ist mehr da.»

Wenn ich das umgepflügte Kartoffelfeld betrachte, kommen mir Zweifel, ob ich hier bauern möchte. Da sind bestimmt noch Blindgänger und Granaten drin, da hätte ich keine Nerven dazu. Wir entscheiden uns bei der Rückkehr auszusteigen und die freundlichen Frauen um nähere Angaben zu bitten. Eine Bäuerin kommt auf uns zu und nimmt sich unserer Fragen freimütig an. «Die Munitionsfabrik lag da hinten», sagt sie und zeigt mit ihrer Hand in die Ebene hinter den Feldern, «da, wo heute die grosse Raffinerie liegt. Die Strasse hinter unserem Haus führt direkt zur Desching-Siedlung. Sie ist erhalten geblieben, in ihr haben Offiziere und höhere Militärs gewohnt. Ihr könnt dort hinfahren und es euch ansehen.» Sie erzählt, dass die Böden zwar gekämmt wurden und vorhandenes Kriegsmaterial entschärft sei, dass sie aber hie und da eine Granate im Feld finde. «Unweit der Höfe wurden in grossen Mengen Kriegsgüter hergestellt», fährt sie fort «und die Alliierten bombardierten die Umgebung so grosszügig und grossflächig, dass sich weit und breit Waffen zu Waffen und Kriegsgut zu Kriegsgut gesellten. Zum Glück ist bei uns auf den Höfen nie etwas passiert, aber der Krieg bleibt hier in Desching, auch 70 Jahre danach noch sicht- und spürbar."

Die Baracken der Frauen müssen auf der anderen Seite der Munitionsfabrik gelegen haben, sie waren nur aus Holz und sind nach dem Krieg wohl abgebrochen worden. Wir erfahren, dass der Angriff der Alliierten auf die Munitionsfabrik vom 20. April 1945 mit 80 amerikanischen Bombern eine gewaltige Explosion ausgelöst hatte, die das Ende für den Betrieb und viele Menschen bedeutete. Später wurde eine Fahrzeugverschrottung eingerichtet und 1962 das Gelände nach dreijährigen Verhandlungen an Esso verkauft. Sofort begannen Aufräumungs- und Nivellierungsarbeiten. Dabei war das Entschärfen von umherliegender Munition in der Umgebung eine besondere Herausforderung. Um zu

Rohöl zu gelangen, wurde in nur 1000 Tagen eine Pipeline von Triest quer durch die Alpen bis ins Bayrische Herz gebaut. Die Raffinerie zählt heute zu einem der weltgrössten Rohstoff- und Energielieferanten. Der Betrieb zeigt einen weltoffenen Geist und modernste Technik, verbunden mit Investitionsfreude und Verantwortungsbewusstsein. Dies jedenfalls das Credo der Energiecrew!

Heimkehr

Am folgenden Morgen besuchen wir den Augsburger Stollen, mit seinen labyrinthischen Gängen und machen uns danach auf die Heimfahrt. Der Weg über Ulm und Lindau gestaltet sich landschaftlich schön. Bei Meersburg verladen wir das Auto und gehen auf Deck, lassen den Wind durch die Haare streifen und freuen uns an der herbstlichen Wärme. Wir sind müde und gespannt darauf, was in naher und ferner Zukunft noch alles auf uns wartet.